



# Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur  
**Thorner Ostdeutschen Zeitung.**  
 Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1902. \* № 19.

## Im Paradies.

Roman von Woldemar Urban.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Agnelillo suchte einige Augenblicke nach Peppa, als er sie aber nicht mehr sah, ging er wieder weiter. Gleichwohl hatte die Begegnung ihn in absonderlicher Weise aufgeregt. Seine Phantasie, die alles unter dem Gesichtswinkel seines zukünftigen Reichtums zu sehen gewohnt war, stellte ihm vor, wie ganz anders sich sein Verhältnis zu dem schönen, jungen Mädchen gestalten müsse, wenn er erst reich sei und auch in einer Equipage Corso fahren könne, wie es die vornehmen Leute thaten, um sich in der frischen Luft Appetit zu machen.

„Es wird irgend ein reicher Lump sein, der nun nichts mehr von ihr wissen will,“ murmelte er wieder im Weitergehen, wodurch sich seine etwas sprunghaften Gedanken nach dieser Richtung ergänzten.

Er lief über die Piazza San Ferdinando weg, den Toledo hinauf, bis er endlich in einen der schmalen, unfauberen Vicoli einbog, die, steil nach dem Castello San Elmo aufsteigend, so malerisch aussehen und doch so häßlich und ungesund zu bewohnen sind. Glücklicherweise war der Laden des alten Giuberti nicht weit vom Toledo entfernt.

Da Don Leone in letzter Zeit auch mit dem vornehmen Publikum zu thun hatte, so mußte er es diesem Teil seiner Kundschaft auch etwas erleichtern, und deshalb hatte er seinen Laden in die Nähe des außerordentlich belebten und vornehmen Toledo verlegt. Es war trotzdem noch eine finstere, schmutzige Bude mit einem kleinen Schaufenster, in dem alte Kleider, silberne Sporen, einige alte, wertlose Bilder, Schmuckgegenstände und sonstiger Trödelkram auslagen, und an dessen Scheiben drei rote Kugeln gemalt waren, zum Zeichen, daß man hier gegen Pfänder, bares Geld auslieh.

Raum hatte Agnelillo den Laden betreten wo Don Leone hinter einer Ladentafel saß

und den „Corriere di Napoli“ las, als sich folgendes echt neapolitanisches Gespräch entwickelte.

„Mein teurer Don Leone! Die Madonna segne Ihre Gesundheit!“ begrüßte Agnelillo den alten Giuberti.

„Agnelillo! Bist du es? Nun gut. Was giebt's?“

„Don Leone, was soll's geben? Sie wissen, ich bin ein armer Teufel, der einen kranken, alten Vater zu ernähren hat“ — Agnelillo kümmerte sich in Wahrheit sehr wenig um den alten Mann, dem er schon mehr als einmal seine paar Hungerfoldi gestohlen hatte — „und ich komme, um Eure Herrlichkeit zu bitten, mir das Geld auszuzahlen, das ich noch zu erhalten habe.“

Don Leone zog das Kinn halb gleichgültig, halb verächtlich leicht in die Höhe, was in Neapel die stärkste Verneinung ausdrückt, und guckte ruhig wieder in seine Zeitung.

„Mein teurer Herr, Hunger thut weh,“ fuhr Agnelillo fort, „und Eure Herrlichkeit

„Nichts hast du zu bekommen, Agnelillo. Du hast bekommen, was ich dir schuldig war. Die drei Lire fünfundsiebzig Centesimi existieren nur in deiner Einbildung. Pack dich.“

Dabei schlug er mit großer Gemütsruhe seine Zeitung um und las auf der anderen Seite weiter.

„Bei der Madonna und allen Heiligen, diese drei Lire und —“

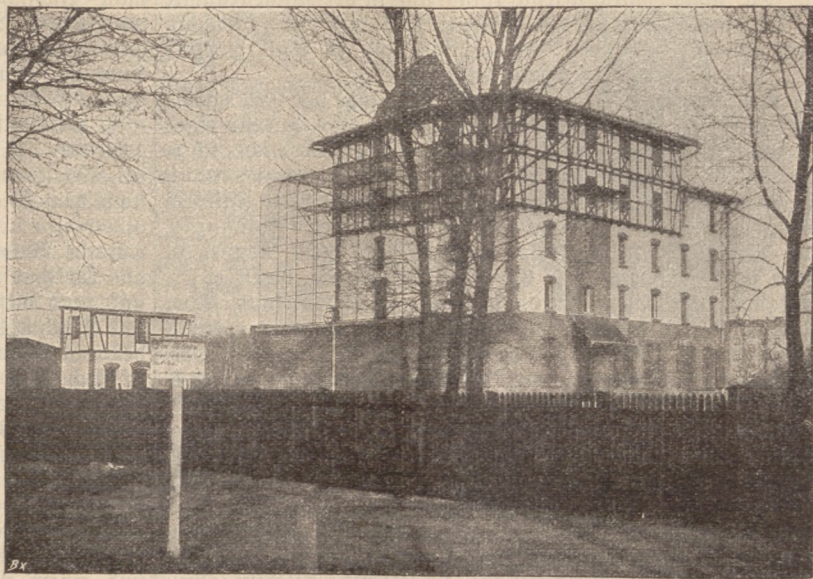
„Du verschwendest deine Worte und deine Heiligen, Agnelillo. Ich bin kein Gimpel. Du bekommst von mir nicht einen roten Heller, bei der Seele meiner Mutter. Und nun packe dich. Sonst rufe ich die Polizei.“

Nun trat das Gespräch in das zweite Stadium. Agnelillo schaute finster und drohend zu seinem Gegner hinüber, sekte den Hut, den er vorher höflich abgenommen, feck auf den Hinterkopf und trommelte ungeduldig mit dem Fuß auf dem Boden. Dann, nach einer kleinen Pause, sagte er mit verhaltener Aufregung und mühsam unterdrücktem Jorri, halb spöttisch: „Ah so! Gut. Stehen wir so? Du alter Gauner denkst also, wir armen Leute müßten unser Blut hergeben, damit ihr euch davon mästen könnt? Denn hier handelt es sich nicht um lumpige drei Lire fünfundsiebzig, sondern um mein Blut und das meines Vaters. Wer mir mein Geld stiehlt, nimmt mir die Möglichkeit, mein Leben zu fristen, also stiehlt er mein Blut.“

„Und du glaubst wohl, ich soll dich dafür bezahlen, weil du am Montag vor acht Tagen den ganzen Nachmittag in der Weinkneipe von Grossetti gegessen hast, anstatt in der Villa Marini auf deinem Posten zu stehen, du Salunk!“

„Ich bei Grossetti? Der Tropfen soll mir zu Gift werden, den ich bei Grossetti getrunken habe.“

„Von Tropfen ist auch keine Rede. Du hast dort anderthalb Liter getrunken, wie mir Grossetti selber erzählt hat. Und in dieser Zeit hat man in der Villa ein Bild gestohlen,



Die neue Briestaubenkaserne in Spandau. (S. 147)  
 Nach einer Photographie von Martin Zimmermann in Spandau.

werden die Güte haben, sich zu besinnen, daß ich noch drei Lire und fünfundsiebzig Centesimi rechtlich und ordentlich für meine Arbeit in der Villa Marini zu bekommen habe.“

das unter Brüdern seine tausend Lire wert ist. Und du kommst hierher und willst auch noch Geld von mir? Sei du doch froh, daß ich dich nicht zur Verantwortung ziehe, du Tagdieb, du!"

"Du alter, grauer Lügner, du, ein solches Bild war gar nicht in der Villa, und du willst mir weismachen, es wäre ein solches gestohlen worden, bloß, um dich deiner Verpflichtung mir gegenüber zu entziehen, um drei Lire fünfundsiebzig behalten zu können. Aber bei mir kommst du mit solcher Flunkei nicht an. Ich will mein Geld oder, bei den Seelen von allen Heiligen im Himmel, es geschieht ein Unglück. Ich lasse mich nicht bestehlen. Nimm dich in acht, alter Graukopf, ich weiß, wo du schläfst."

Diese Drohung war im Munde des Agnelillo kein leerer Wahn, und in dieser Meinung lenkte Don Leone allmählich in das dritte Stadium der Unterhaltung ein. Er wollte nun für seine Ruhe und Sicherheit etwas ausgeben, natürlich so wenig wie möglich.

"Na, weißt du was," sagte er in einem ruhigeren Ton, "wir wollen Freunde bleiben, und damit du siehst, daß ich ein Opfer bringen will, um der Freundschaft willen, so will ich dir, obgleich ich dir nichts mehr schulde, eine halbe Lira gehen, wenn du dich damit zufrieden geben willst."

"Auf Ehre und Seligkeit, drei Lire und fünfzig, nicht einen Heller weniger, so wahr ich ein Christ bin. Bei meiner Seele, Don Leone, ich kann nicht anders. Drei Lire und fünfzig."

"Nun gut. Sagen wir also eine Lira, damit die Sache aus der Welt kommt."

"Was ich gesagt habe, habe ich gesagt. Drei Lire muß ich haben, das ist mein letztes Wort, und wenn der Himmel einstürzt. Drei Lire, Don Leone. Was sind drei Lire für einen solchen Reichtum wie den Ihren?"

"Bei den schlechten Zeiten sind drei Lire auch für einen reichen Mann ein Vermögen, um wie viel mehr für mich, der ich ein armer Teufel bin, der nur Sonntags ist. Aber eine Lira zwanzig will ich opfern. Um der Freundschaft willen, Agnelillo. Ich habe nicht mehr. Da, schau her, nicht einen Centesimo mehr. Du nimmst mein Letztes. Ich weiß nicht, was ich essen soll, so wahr Gott lebt."

In dieser Weise zerrten sie sich wohl noch eine halbe Stunde hin und her, um sich schließlich, nachdem die heftigsten Beteuerungen und Verwünschungen und die Seelen von Vater und Mutter nebst allen Verwandten und allen Heiligen des Himmels wiederholt in Aktion getreten waren, auf zwei Lire und eine Zigarre, eine "Fumata", diesen irdischen Hochgenuß des niederen Neapolitaners, zu einigen. Nach diesem harten Strauß schüttelten sich Agnelillo und Don Leone freundschaftlich die Hände, Agnelillo zog seinen Hut und verließ freundlich grüßend den Laden, in der stillen Hoffnung, daß die alte Cicuzza für zwei Lire bereit sein würde, ihre Weisheit zu offenbaren.

6.

Infolge der Bemühungen seines Vaters war Graf Giuliano wirklich fast unmittelbar nach seinem letzten Besuch in der Villa Marini nach Aversa versetzt worden, einem jämmerlichen Landstädtchen in der Nähe von Caserta, das auch ein elendes Nest ist. Natürlich langweilte sich Graf Giuliano hier fürchterlich. Kein einziges anständiges Kaffeehaus war in dieser Stadt, und wenn auch eines

dagewesen wäre, so hätten wieder Leute gefehlt, mit denen ein gebildeter junger Nobile, wie es Graf Giuliano doch war, verkehren konnte. Er war untröstlich. Sein Umgang bestand aus plumpen Campagnabauern und aus Pferden, über die er Musterung halten mußte.

Seine einzige Erholung und Zerstreuung bestand darin, nach dem Bahnhof zu gehen und die Züge, die von Neapel nach Rom oder umgekehrt verkehren, vorbeifahren zu sehen. Manchmal entdeckte er in einem der Wagen einen Bekannten, mit dem er dann einige Redensarten wechseln oder auch ein mitleidiges Bedauern über seine Lage entgegennehmen konnte.

Aber wenn Graf Massimo geglaubt hatte, nach dem bekannten Rezept: "Aus den Augen, aus dem Sinn," daß sein Sohn hier das Andenken an die kleine Marini verlieren und sie überhaupt vergessen sollte, so war das ein schwerer Irrtum. Gerade diese scheußliche Langeweile veranlaßte Graf Giuliano, mehr als je an die kleine Peppä zu denken, und gerade diese trostlose Dede von Aversa ließ ihm das Paradies von Neapel mit der reizenden kleinen Eva in der Villa Marini um so

fort erhalten hatte, und zwar mit einer kleinen Pension, einer "Misericordia" von fünfundzwanzig oder dreißig Lire für den Monat. Die mußte man ihm geben, denn er war immer ein braver Offizier gewesen. Im übrigen mußte Giuliano aber von der Familie gar nichts. Was war aus ihr geworden? Wo war sie hingekommen? Konnte er nicht wenigstens Peppä einmal sehen? Nur sehen! Ja. Aber wo? Wo war sie?

So kam er also nach Neapel zurück und ging zunächst in seine alte Wohnung, wo ihm der Hausmeister einen Brief einhändigte.

"Warum haben Sie das nicht nach Aversa an meine Adresse gesandt? Ich habe doch ausdrücklich befohlen —"

"Mit Verlaub, Herr Graf, der Brief ist soeben abgegeben worden und zwar von einem Diener in Livree."

"So, so! Das ist etwas anderes, Tommaso. Und der Diener," fuhr Graf Giuliano fort, indem er das Schreiben von allen Seiten besah, "sagte er nichts? Hat er nicht nach mir gefragt?"

"Doch. Er wollte Ihre Adresse wissen. Aber — Sie wissen ja, Herr Graf, daß mir's strengstens verboten ist —"

"Hat Ihnen mein Vater etwa verboten, meine Adresse anzugeben?"

"Allerdings, Herr Graf."

Graf Giuliano brummte etwas für sich hin, riß den Umschlag des Briefes ab und las:

"Teurer Herr Graf!"

Wo stecken Sie nur? Wie unhöflich, sich so lange Zeit nicht bei mir sehen zu lassen! Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen, das Sie sicher interessieren wird. Gruß! Ihre

Santina, Contessa di Roccafecca."

An diese hatte nun Graf Giuliano freilich am allerwenigsten gedacht, das Maccaronigeficht, wie Peppä sie nannte. Contessa Santina hatte wirklich etwas Fettes und Schwammiges im Gesicht, das der Neapolitaner mit dem Ausdruck

"Maccaronigeficht" bezeichnet, im übrigen aber, meinte Graf Giuliano, war sie eine ganz gute Dame, der man wohl einmal einen Besuch machen könne, besonders wenn man Aussicht hatte, bei ihr etwas über die Familie Marini zu erfahren. Denn es hätte ganz sonderbar zugehen müssen, wenn Contessa Santina, die mit ihrer Mutter viel im Hause des Commendatore Marini verkehrte, nicht hätte wissen sollen, was aus der Familie geworden sei. Er nahm also auf der Piazza dei Martiri eine Carozzella und fuhr hinauf nach dem Rione Amedeo, wo die Gräfin di Roccafecca mit ihrer Tochter eine kleine, ziemlich einfache Wohnung innehatte, da sie sich, wie alle Welt wußte, eben eine größere nicht leisten und auch diese wohl manchmal nur mit Ach und Krach halten konnte. Infolgedessen sah es denn in dieser Wohnung gar nicht besonders gräflich aus, was aber in Neapel, dem Zufluchtsort des abgewirtschafteten und verarmten Adels, nicht besonders auffiel.

Graf Giuliano trat also durch die Küche in den Salon, einen zweifelhafteigen Raum mit Steinboden ohne Teppiche, zwei großen Armseffeln, dem Stolz der gräflich di Roccafeccaschen Familie, einigen wackeligen Stühlen und einem Pianino, das weiß Gott durch welche Schicksalsstücke hierher verschlagen worden und schauerlich verstimmt war. Einen Tisch bemerkte man nicht, wohl aus dem Grunde, damit man nicht etwa erwarten sollte, daß hier dem Besucher irgend etwas aufgetischt würde. Aber wie gesagt, dergleichen



Unterkiefer eines Mammut, gefunden in der Nähe von Berlin. (S. 147)  
Nach einer Photographie von A. König & Co. in Berlin.

verlockender erscheinen. Ueberall, wo er ging und stand, sah er die entzückend verführerischen Augen Peppas, ihre zarte Gestalt, hörte er ihr Lachen, das halb kindlich, halb übermütig neckisch klang, und in der Nacht träumte er von den Küssen, heiß und leidenschaftlich wie der Wüstenwind, die er von Peppas Lippen getrunken hatte.

Das hielt er auf die Länge der Zeit natürlich nicht aus, und so schnallte er denn eines schönen Abends — er war vielleicht schon zehn oder zwölf Tage von Neapel entfernt — seinen langen Schlepper ab, zog die Uniform aus und vertauschte sie mit einem Zivilanzug, um mit dem nächsten Zug nach Neapel zu dampfen. Er verfiel in Strafe, wenn er erwischte wurde, denn er ging ohne Urlaub. Aber die Wahrscheinlichkeit, daß er nicht erwischte werden würde, machte ihn sorglos. Es werden noch lange nicht alle Diebe gehängt, sagte er sich und fuhr ab. Noch unangenehmer wäre es ihm gewesen, wenn sein Vater von diesem Ausflug erfahren hätte, denn mit dem war noch viel weniger zu spaßen als mit dem Regimentskommandeur.

Sein Vater hatte ihm mit nicht mißzuverstehender Entschiedenheit erklärt, daß er jeden Verkehr mit der Familie Marini abzubrechen habe. Aber wiederum half ihm sein jugendlicher Leichtsinns über alle Besorgnisse hinweg. Er wollte eben nun einmal wissen, was aus der Sache geworden war, und damit basta. Bisher wußte er nur, daß Mario Marini seinen Abschied erbeten und auch so-



Das neue Ziviljustizgebäude in Hamburg.  
Nach einer Photographie von J. Hamann in Hamburg.

ärmliche Einrichtungen fallen in Neapel, wo man meistens einen sehr mangelhaften Begriff von einer Wohnung hat, nicht auf, und so empfing Contessa Santina ihren Besuch in durchaus ungenierter Heiterkeit und mit etwas derber Koketterie.

„Sie Böser!“ rief sie in schelmischer Aufregung und drohte dabei dem Grafen Giuliano mit dem kleinen fetten Zeigefinger, wahrscheinlich, um die beiden Ringe mit falschen Diamanten, die sie am Finger trug, zur richtigen Wirkung zu bringen. „Wie lange Zeit ist es her, daß wir uns nicht gesehen? Und nun kommen Sie noch in Zivil, während Sie doch wissen, wie gern ich Sie in Uniform sehe.“

„Meine Gnädigste, Sie wissen also noch nicht —“

„Mein Gott, was denn, Herr Graf? Sie erschrecken mich ja.“

„Daß ich schon seit zwei Wochen nach Aversa verkehrt bin?“

„O, Sie Aermster!“

„Ja, Sie haben recht, mich zu bedauern, Contessa; ich bin in Neapel nur sozusagen als Kontorbande, und wenn man mich erwischt, so —“

„Ach Gott, wie nett! Ich hätte Ihnen wahrhaftig nicht zugetraut, daß Sie sich meiner wegen in solche Gefahren begeben würden. Aber ich bin Ihnen dafür auch wirklich dankbar. Nun, lassen wir's gut sein. Seien wir ernsthaft. Nein, wirklich, lassen Sie uns ernsthaft sein. Sprechen wir von etwas anderem. Wo war es doch, wo wir uns zum letztenmal sahen?“

„Ich denke in der Villa Marini,“ antwortete Giuliano. „Sie haben doch davon gehört, wie Commendatore Marini so rasch und plötzlich ins Unglück gekommen ist?“

„Oh, mein Gott, ja. Die armen Leute! Na, sie haben's wohl auch danach gemacht.“

„Wieso?“

„Ich meine, sie sind selbst schuld an ihrem Untergang. Sie haben ja in einer Weise gelebt und sich in Schulden gestürzt, daß — daß einfach alles aufhört.“

„An ihrem Untergang? Wie meinen Sie das, Contessa? Ich will nicht hoffen, daß ihnen etwas zugestoßen —“

„Nengstlich, aufmerksam stotterte er das heraus. Er mochte allen Ernstes glauben, daß irgend eine Katastrophe erfolgt sei, und zum erstenmal hatte er das Gefühl, als ob er an der kleinen Peppa doch eigentlich wie ein rechter Feigling gehandelt habe, als er sie in der größten Not hartherzig im Stich ließ.

Santina lehnte sich in ihrem Sessel vornehm zurück. Jetzt kam für sie offenbar das, weshalb sie die ganze Komödie in Scene gesetzt hatte. Mit einer gleichgültig-nachlässigen Ruhe sagte sie: „Was soll denn den Leuten zugestoßen sein? Sie haben Pleite gemacht. Das ist alles. Ich nannte das ihren Untergang, weil es doch für die gute Gesellschaft ein Untergang ist und man doch unmöglich weiter mit ihnen verkehren kann. Für die gute Gesellschaft sind die Leute tot, wenngleich sie noch existieren, da unten herum, irgendwo, in der großen Masse, wo man die Leute nicht mehr

## Illustrierte Rundschau.

## Illustrierte Rundschau.

In Spandau bei Berlin ist jetzt eine **Briestaubenkaferne** errichtet worden, die als Briestaubenzuchtanstalt für die deutsche Heeresverwaltung dienen soll. In dem vierstöckigen Hause befinden sich vier übereinander liegende große Säle, von denen jeder viele hundert Kästen für die Tauben enthält. Zum Aufenthalt im Freien ist an der Südseite ein riesiges Drahtgehege angebracht. Mit der Anlage ist eine photographische Anstalt verbunden zur Herstellung der Depeschen, die, auf seine Kolobiumhäutchen von der Größe eines silbernen Zwanzigpfennigstückes durch Mikrophotographie aufgenommen, dann in einen Federkiel gesteckt und an der Schwanzfeder der Taube befestigt werden. — In jenen fernen Zeiten, als der Mensch im mittleren Europa die Bearbeitung der Metalle noch nicht kannte, aus hartem Stein sich seine Waffen und Geräte mühselig fertigte und in Höhlen wohnte, hatte er den Kampf aufzunehmen mit dem Vorfahren des heutigen Elefanten, dem **Mammut**, einem gewaltigen, drei Meter hohen Dickhäuter, mit nach oben und außen gekrümmten, oft fünf Meter langen Stoßzähnen. Reste vom Mammut sind an vielen Orten gefunden worden, so kürzlich erst wieder in den Riesgruben des Herrn J. Körner bei Brix in der **Nähe von Berlin**. Am besten erhalten ist ein **Unterkiefer**, Zeile des Oberkiefers und ein Stück der Schenkelknochen. — Das neue **Ziviljustizgebäude in Hamburg** liegt auf dem früheren Festungsgebiet vor dem Holstenthor und ist jetzt im Außerren bis auf einigen noch fehlenden figürlichen Schmuck vollendet. Es wird nach der beendeten Einrichtung des Innern, die noch einige Zeit in An-



Erzgroßherzog Wilhelm von Luxemburg.

spruch nehmen wird, alle Abteilungen der Hamburger bürgerlichen Gerichtsbarkeit, welche bisher noch in verschiedenen Gebäuden getrennt untergebracht sind, vereinigen. Der gewaltige Monumentalbau hat eine Länge von 117 und eine Breite von 87 Meter. Die Bauumme beträgt 3 1/2 Millionen Mark. — Der greise Großherzog Adolf von Luxemburg, der älteste aller regierenden Fürsten Europas, hat mit Rücksicht auf seine 85 Jahre seinen einzigen Sohn, den **Erzgroßherzog Wilhelm**, zum Statthalter ernannt und ihm die Regierung übertragen. Erzgroßherzog Wilhelm zählt ebenfalls bereits 50 Jahre. Er ist am 22. April 1852 in Biebrich geboren und seit 1893 mit Maria Anna, Infantin von Portugal, vermählt. Seiner Ehe sind bisher nur Töchter entsprossen.

## Nächtliche Pferdeweide in Südrussland.

(Mit Bild auf Seite 148.)

Die Bewohner der in den ungeheuren Steppen Südrusslands liegenden Dörfer treiben zur Sommerzeit nur während der Nacht ihre Pferde auf die Weide, da während des Tages die Hitze zu groß und die Fliegen zu zahlreich sind. Die Burschen des Orts halten bei der Herde Wache. Ein Feuer wird angezündet, um das sich die jungen Leute lagern. Zur Abwehr etwa heranreichender Wölfe halten sich alle bereit. Sobald das Geheul eines Wolfs über die vom Mond bestrahlte Ebene schallt, werden die Pferde unruhig. Schon aber haben sich auch ein paar der jungen Hüter beritten gemacht und Fackeln angezündet. Durch das Schwenken der Fackeln und lautes Geschrei verjagen sie die feigen Räuber.

## 's Bubi.

Humoreske von Mary Wilsch-Kaßner.

(Nachdruck verboten.)

Die Verchen schmetterten ihr Frühkonzert, der Tau blühte auf den Sträuchern und Wiesen Diamanten, die Sonne fandte milde Strahlen herab und durchwärmte die frische Erdenluft.

Auf den Feldern ringsum war's schon lebendig von fleißigen Arbeitern. Alles stand gut, gedieh, wurde vortrefflich gehalten.

Auf der Landstraße, die sich zwischen den Feldern und Wiesen wie ein weißer Streifen hinzog, hielt ein Reiter, der sich vergnüglich umschaute.

„Jetzt noch 'ne gute Ernte und die Sache ist gemacht,“ murmelte er. „Schwer hat's gehalten, aber jetzt — jetzt ist's überstanden! Durch bin ich! Fiesel, durch sind wir! Und wer weiß, wir endigen vielleicht, wenn Tante Karoline ein Gesehen hat, noch als Rittergutsbesitzer! — He, holla, kleine Krabbe, was machst du denn da?“ rief er plötzlich laut.

Das Pferd wurde einem kleinen, etwa hundert Schritte links von der Landstraße entfernt liegenden Weiher zugeleitet.

„Was zum Kuckuck machst du denn da?“ wiederholte der Reiter.

„Ich wasch' das Ferkel.“

„Mir scheint, du bist selbst ein Ferkel und brauchstest das Waschen nötiger. Komm mal heraus!“

Ueber den Rand des Weihers, in dessen Schlamm es bis über die Kniee gestanden hatte, kletterte ein Bübchen von ungefähr sechs Jahren. Im Arm hielt es ein schneeweiß gefärbtes fettes Ferkelchen.

„Wie sagt man, wenn man mich sieht?“

„Gut'n Mor'n, Herr Hinrichsen!“

„Wem gehört das Ferkel?“

„Zhen.“

„Warum wäschst du's?“

"Weil's dreckig war."  
 "Warum hast du's nicht im Stall gelassen?"  
 "Weil ich mit 'm spielen wollt'."  
 "Das hat dir aber niemand erlaubt."  
 "Nee."  
 "Na, also! Wenn dir's niemand erlaubt hat —"  
 "Das thut nix. Es war dreckig."  
 "Vielleicht thut's dir aber was, wenn ich dir eine Tracht Prügel gebe, du kleiner Vagabund, du!"

Der Kleine verzog das breite Mäulchen bis zu den Ohren. "Sie thun mir nix! Gelt, nee?" sagte er und wischte sich mit der schlammbedeckten Hand über das noch schmutzigere Stumpfnäschen.

Herr Hinrichsen schaute ihm schauernd zu und wandte sein Pferd, um weiterzureiten.

Die Sonne stand schon hoch, als er seine Inspektion beendet hatte und heimritt. Er war fein eigener Inspektor und, er selbst konnte sich's mit Stolz sagen, kein schlechter.

Da schimmerte es durch die Bäume, das stattliche weiße Haus mit den großen Nebengebäuden, den gefüllten Ställen und Scheunen. Und alles verdankte er sich selbst. Seiner Arbeit und Umsicht und —

Herrn Hinrichsens hübsches, gebräuntes Gesicht wurde plötzlich dunkelrot. Die verwünschte Geschichte! Wenn er doch nur die aus der Welt hätte schaffen können! Sonst war alles in ausgezeichnetster Ordnung, bis auf das.



Nächtliche Pferdeweide in Südrufland. (S. 147)

Leicht war's für Herrn Hinrichsen nicht gewesen, das Umsatteln. Vom schneidigen Dragonerleutnant plötzlich ein Bauer, ein richtiger Bauer zu werden, dazu gehört etwas. Der Diefel wegen hatte er es gethan. Sie hätten sich nicht heiraten können trotz aller Liebe, denn ihr Vermögen reichte kaum zur Ration, und das seine reichte kaum für ihn allein. Da blieb also nichts übrig als Entsagen oder Abgehen.

Glücklicherweise hatte er eine große Freude an der Landwirtschaft, und er wußte, wenn er etwas wollte, dann konnte er's auch. An Energie sollte es nicht fehlen. Er zog den

Waffenrock aus und vertauschte ihn mit der Joppe. Diefels Vermögen wurde als kleine Anzahlung zum Kauf eines verschuldeten Güthens verwendet. Als sie dann, eben verheiratet, in ihr neues Heim einzogen, meinten sie, die ganze Welt gehöre ihnen, so reich fühlten sie sich. Wie im Paradies!

Leider aber waren auf diesem „Paradies“ tüchtige Hypotheken, die ihnen allzu schnell die nackte Wirklichkeit vor die Augen brachten.

Griech Hinrichsen verlor Schulden gegenüber nicht die Fassung, er hatte sich während seiner Leutnantszeit darin eine überaus große Kaltblütigkeit angeeignet. Aber den

Hypotheken war er nicht gewachsen. Und in seiner hilflosen Verlegenheit, in seiner Angst um Diefel, die ganz den Kopf verloren hatte, that er etwas, das —

Wieder wurde Herr Hinrichsen dunkelrot bei der bloßen Erinnerung.

Er hatte eine Tante, eine gute Frau, die ihm aber gram war. Sie hatte gewünscht, daß er eine von ihr vorgeschlagene reiche Heirat mache, und schmollte nun, seitdem er Diefel genommen hatte.

Diese Tante anzupumpen, so ohne weiteres, wäre absolut vergeblich gewesen. Als ihm aber das Wasser bis an die Kehle stieg, als

Humoristisches.

Ein Manöverbericht aus der guten alten Zeit.



Nachdem wir fast den ganzen Tag bei großer Hitze marchiert waren, meldete ein Spion die Anwesenheit einer starken feindlichen Batterie in der Richtung unseres Marches.



Vorsichtig wurden zunächst die Stellung und die Kriegsvorräte durch vorausgeschickte Patrouillen geprüft. Als dieselben die Situation als günstig



erkannt hatten, folgte das Gros nach und fand den Feind bereits mit der Unterhaltung eines lebhaften Feuers beschäftigt.



Trotzdem der Gegner immer neue Hilfstruppen und Munitionskolonnen ins Feld schickte.



hatten doch bald unsere braven Truppen durch große Tapferkeit eine tüchtige Brezche in dieselben geschlagen.



Ungeachtet des heftigen Kugelregens gelang dem General Wansmeyer eine kühne Schwertung.



während der Oberst Säbelheim einen wohlgefügten Angriff auf den gegenüberliegenden Flügel machte. Bald waren die Unseren überall engagiert.



und schon konnte, da bereits viele Gefangene gemacht waren, der Sieg auf der ganzen Linie gemeldet werden.



als plötzlich ein neuer Feind in beträchtlicher Anzahl und den Erfolg streitig machte.



Leider ging ein Teil der errungenen Positionen durch ungünstige Terrainverhältnisse verloren,



jedoch konnte der größere Teil unserer Truppen auf dem Schlachtfelde bivaktieren,



bis sie am folgenden Tage auf höheren Befehl in ihre Quartiere zurückgezogen wurden.

die Hypotheken das Gütchen, Diefel und ihn zu verschlingen drohten, warf er seine ganze neugebackene Gutsbesitzerwürde über den Haufen und beging einen richtigen Dummhungenstreich.

Sie waren damals gerade ein Jahr verheiratet. Herr Hinrichsen hatte sich nun, ohne seiner Diefel, die das niemals geduldet hätte, etwas zu sagen, an den Schreibtisch gesetzt und an die Tante geschrieben, ihr seine Lage auseinanderzusetzen, ihr die Ankunft eines Erben, eines ersten Sprösslings angezeigt und sie in dessen Namen um eine größere Geldsumme gebeten. Daß der Knabe nach der Tante — sie hieß Karoline — Karl getauft werde, sei selbstverständlich.

Der Brief hatte gewirkt. Die Tante sandte das Geld ihrem Patenkinde und bedauerte, nicht selbst kommen zu können, da die Reise für ihren leidenden Zustand gefährlich sei. Nun, auf ihr Kommen hatte Hinrichsen auch keineswegs gerechnet, da er wußte, daß sie leidend war.

Als Frau Diefel von dem Streiche ihres Herrn Gemahls erfuhr, war sie außer sich. Das schlimmste aber war, daß der angezeigte Erbe auch nachträglich nicht kommen wollte, und daß die Tante trotz aller ablehnenden Briefe des unglücklichen Elternpaares nicht aufhörte, ihrem Karl Geld zu schicken.

Jede dieser Sendungen war eine Schaufel glühender Kohlen auf Herrn Hinrichsens Haupt. Aber das auf so unrechte Weise erhaltene Geld trug durch seinen Fleiß glänzende Früchte. Das Gut war in den letzten Jahren beinahe schuldenfrei geworden.

Herrn Hinrichsens Mienen heiterten sich auf, da seine Gedanken bei diesem Punkt angekommen waren. Ach was! Die Tante war ja weit fort, warum sich das Leben schwer machen!

Da stand sein Haus, so schmutz und nett, und oben auf der Terrasse stand die Diefel, frisch wie eine Rose, und winkte ihm. Welch eine Glückszahl hatte er mit diesem Frauchen gezogen! Wie lieb und nett war sie, allen brummigen Tanten zum Trost!

„Ich hab' einen bärenhaften Hunger, Diefel,“ rief er hinauf und warf ihr eine Rußhand zu.

„Ja, komm nur herauf, dann wird er dir schon vergehen,“ schrie Frau Diefel herunter. Mit zwei Sprüngen war er oben.

„Diefel, was ist dir? Du hast geweint?“

„Ja, das hab' ich,“ stieß die junge Frau hervor, „aber das kommt von deinem Leichtsinne. Nun sind wir einfach verloren.“

„So rede doch, Diefel, was ist denn?“

„Die Tante kommt!“

„Waaas?“

„Sie ist schon unterwegs. Zwei Tage bleibt sie nur. Sie reist nach Berlin, um dort den Professor B. zu konsultieren. Da ist die Depeche. Was thun wir nun?“

Herr Erich drückte die Hände gegen die Stirn und rannte auf und ab. „Wie wär's, Diefel, wenn wir sagten, der Junge sei krank und in einer Heilanstalt?“

„Aber Erich, sie würde außer sich sein und hinreisen wollen. Wir haben den Jungen ja bisher immer als ein Muster von Gesundheit hingestellt.“

„Ach so!“ stöhnte der verzweifelte Vater.

„Aber vielleicht könnten wir sagen —“

Frau Diefel fing zu weinen an. „Nichts, gar nichts können wir thun.“

„Halt, ich hab's!“ schrie Herr Hinrichsen plötzlich. „Die Sache ist ja ganz einfach. Wir nehmen eben irgend einen Bengel und stellen ihn als unseren Karl vor.“

„Aber Erich —“

„Diefel, mach keine Geschichten. Wenn du

der Tante den Schwindel eingestehst, schäme ich mich so, daß — und außerdem werden wir enterbt.“

„Aber Erich —“

„Schaff mir einen Buben her, Diefel! Wer im Dorf hat einen von fünf Jahren? Besinn dich, Diefel!“

„Der Pastor drüben in Oberndorf.“

„Nichts da! Den Pastor können wir in diese Sache nicht einweihen, außerdem ist der Junge zu groß. Hat nicht der Wirt drunten Kinder?“

„Zu klein.“

„Na, wer denn sonst?“

Frau Diefel rang die Hände. „Ich weiß nicht. Da wäre nur — aber das geht doch nicht — da wäre der Märtens —“

„Der Schweinehüter?“

„Märtens' Junge, der Rolf, ist gerade fünf Jahre alt.“

Vor Herrn Hinrichsens Geist tauchte der kleine Ferkelwäcker von heute morgen auf. Es wurde ihm einen Augenblick schlimm. Aber zum Grufeln war jetzt keine Zeit, die Schwäche mußte abgeschüttelt werden.

„Wo ist er, der Bursche?“ sagte der Gutsherr entschlossen. „Uebrigens Rolf ist dasselbe wie Karl, das trifft sich gut. Schaff ihn her, Diefel. Er entspricht nicht ganz dem Ideal, das ich mir von meinem Sohne mache, aber gleichviel. Her mit ihm! Zuerst, als das Wichtigste, besorge einen Scheuerlappen und grüne Seife. Man muß sein Gesicht, besonders seine Nase in Ordnung bringen, ehe man ihn mir zur Abrichtung zuführt. Vergiß das ja nicht! Was zieht man ihm denn an?“

Frau Diefel sann nach. „Bauernkleider geht nicht, und vom Pastor —“

„Können wir keine leihen. Natürlich nicht. Also —“

„Ich hab's, Erich. Wir legen ihn ins Bett, sagen, er sei plötzlich erkrankt. Dann braucht er überhaupt keine Kleider.“

Herr Hinrichsen umarmte seine Gattin stürmisch. „Dich hab' ich unterschätzt, Diefel! — Aber nun vorwärts, den Jungen gesucht, die Zeit drängt! Das Verhängnis gehe seinen Gang!“

Um sechs Uhr abends kam die Tante an. Herr Hinrichsen holte sie in seinem Einspanner vom Bahnhof ab. Als sie ausstieg, war ihre erste Frage, was Bubi mache, und ob er sich recht auf sie freue.

Als sie hörte, daß Bubi krank zu Bett läge, erfreute sie ihren lieben Nissen durch die tröstliche Mitteilung, daß sie sämtliche Kinderkrankheiten zu kurieren verstehe.

Herr Hinrichsen hatte seine Tante seit sechs Jahren nicht mehr gesehen, aber er bemerkte sofort, daß sie sich trotz ihres asthmatischen Leidens gar nicht verändert hatte. Sie war noch immer klein und rund, und der graue Scheitel glatt und glänzend, und besonders die Augen waren noch genau so wie damals, groß und blau. Und einen Blick hatten sie — einfach gräßlich für schuldige Gemüter! Forischend und durchdringend bis ins tiefste Innerste, wie die Röntgenstrahlen.

Bubi lag in Papas Bett und schlief, als die Tante ihn zum erstenmal sah. Sie war freudig erstaunt über sein blühendes Aussehen und wunderte sich, daß er in eine von Mamas spitzenbesetzten Morgenjacksen gehüllt war.

Welch ein Segen ist ein guter Schlaf! Wie dankte der glückliche Vater dem Himmel, als Bubi den ganzen ersten Abend verschlief. So oft die Tante auch hineinblickte, sie mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Aber freilich, morgen würde Bubi um so munterer erwachen!

„Karlchen! Bubi! Guten Morgen! Ja, schau dich nur um! Tante Karoline ist da! Hat dir was mitgebracht. Sieh, eine Eisenbahn, die von selbst läuft. Einen Baukasten, eine Schachtel Soldaten. Freust du dich, Karlchen?“

„Ich heeß' Rolf,“ versetzte 's Bubi.

„Hast du schon einen Baukasten?“

„Ne. Aber mei' Supp' möcht' ich.“

„Er hat Hunger, er will essen,“ wandte sich Tante Karoline an Frau Diefel, die, ihres Gatten Hand krampfhaft drückend, neben dem Bett stand.

„Geh, Elise,“ wandte sich nun Herr Hinrichsen würdevoll an seine Gemahlin, „forge, daß Bubi gesättigt wird. Aber halte dich an die Vorschriften des Arztes. Und dann wollen wir ihm Ruhe gönnen. Ruhe, absolute Ruhe ist ihm am nötigsten! — Komm, liebe Tante.“

Tante Karoline warf ihrem Nissen einen erstaunten Blick zu. So ein junger Vater hatte doch etwas sehr Komisches. Als ob sie nicht wüßte, was einem Kinde am dienlichsten wäre; als ob sie nicht sofort gesehen hätte, daß die ganze Krankheit Bubis nur in der übertriebenen Mangelhaftigkeit seiner Eltern bestehe. Nichts fehlte dem Jungen, gar nichts! „Zeig mir mal dein Züngelchen, Herzenskind!“ schmeichelte sie.

„Hehehe!“

„Na, so komm, zeig das Züngelchen!“

Bubi riß den Mund weit auf und streckte seine rote Zunge endlos vor.

„Beim Herr Lehrer giebt's Tazen, wenn mer das thun,“ meinte er, Tante Karoline bedenklich musternd.

„So?“

„Er zieht uns die Hose stramm.“

„So?“

Karlchen hatte einen strengen Papa. Als er in seinem Bericht über den noch strengeren Lehrer fortfahren wollte, bekam er einen kräftigen Stoß in die Seite.

„Hab' ich dir nicht gesagt, daß du Ruhe brauchst!“ zischte der zornige Vater. „Halt deinen Mund und schlaf! Und du, Elise, gib ihm seinen Schlaftrunk . . . wollte sagen, sein Frühstück. Komm, Tante.“

Im weiteren Verlauf dieses ersten Besuchstages benutzte Hinrichsen ein Alleinsein mit der Tante, um ihr diplomatisch klar zu machen, daß ihm Geldsendungen für Karl nicht wünschenswert erschienen, während solche an ihn persönlich stets willkommen seien.

Nachmittags wollte Tante Karoline einen Spaziergang machen, um die Dorfbewohner kennen zu lernen, aber Herr Hinrichsen schlug eine Spaziersfahrt zu dreien vor. Er fand dieselbe dann so amüsant, daß er sie bis in die sinkende Nacht ausdehnte und erst heimwärts lenkte, als Tante Karoline vor Hunger zu sterben erklärte.

Als sie an diesem Abend gute Nacht sagte, fügte sie hinzu: „Mit Karlchen habe ich's ungeschickt getroffen; aber morgen werde ich mich den ganzen Tag nur mit ihm beschäftigen.“

Am anderen Morgen — o Jammer! — regnete es. Auch sonst fing der Tag für Herrn Hinrichsen schlimm an. Er mußte in aller Frühe schon einen Kampf mit Karlchen bestehen. Bubi rebellierte. Er wollte fort. Er riß die schöne Morgenjacke herunter, strampelte mit Händen und Füßen und brüllte, als ob er am Spieße stecke.

Tante Karoline, die früh aufzustehen pflegte, ging gerade an der Schlafzimmerschür vorbei, als Bubi seine Willensmeinung kund that.

„Heim möcht' ich! Zu meiner Mutter will ich! Mutta—a—a! Mutta—a—a!“ Hierauf

ein klatschendes Geräusch, dann ein fürchterliches Brüllen, dem endlich tiefe Stille folgte.

Nach diesem Zwischenfalle, der Tante Karoline sehr nachdenklich machte, begab sie sich in den Garten, um trotz des Regens frische Luft zu schöpfen. Sie hatte gestern nicht so recht Gelegenheit gefunden, sich in Haus und Hof umzuschauen; es war immer jemand um sie gewesen. Sie hatte keine rechte Ruhe finden können, nicht einen Augenblick, um auf ihre Weise Umschau zu halten. Das wollte sie jetzt, wo die anderen noch nicht sichtbar waren, nachholen. Im Garten begegnete ihr der alte Gärtner. Als er den Besuch der Herrschaft sah, riß er den Hut vom Kopf und machte einen Bückling.

„Behaltet auf, behaltet auf!“ sagte Tante Karoline gütig. „Sagt mal, seid Ihr schon lange hier?“

„Sehr lange noch nicht. Vielleicht so fünf Jahr.“

„Wart Ihr schon da, als der Junge geboren wurde?“

„Ne, das nun nicht.“

„Wie alt war er, wie Ihr kamt?“

„Wer, wenn ich fragen darf?“

„Nun, das Karlehen, der Junge von Eurer Herrschaft.“

Der Gärtner fragte sich nachdenklich hinter den Ohren. „Weiß nicht. Das wird wohl vor meiner Zeit gewesen sein.“

„Mögt Ihr ihn gern, den kleinen Karl?“ fragte Tante Karoline und richtete ihren forschenden Blick auf den Gärtner.

Dieser lächelte verständnislos und nickte verlegen. „Wird wohl so sein! Wird wohl so sein, ja, ja!“

„Alter Troddel!“ murmelte Tante Karoline und wandte sich ihrem Nessen zu, der eben mit Riesenschritten hinter ihr her gestürzt kam.

Von dem darauffolgenden Rundgange zurückgekehrt, fiel Herr Hinrichsen seiner treuen Gattin halb bewußtlos in die Arme. Die Schilderungen von Karlchens bisherigem Leben und Treiben, von seinem Gesundheitszustand, seinen Liebhabereien, Charaktereigenschaften, welche Tante Karoline bis auf kleinste zu kennen wünschte, hatten den glücklichen Vater beinahe zu Tode erschöpft.

Der heutige Tag war der letzte von Tante Karolinen Besuchszeit, es war also nur natürlich, daß sie dem Frühstück ihres kleinen Patchens beizuwohnen den Wunsch hatte. Da Bubi noch immer das Bett hüten mußte, ganz unnötigerweise, wie die Tante meinte, so begab sie sich in das Schlafgemach, begleitet von beiden Eltern.

„Wo liegt denn der Junge sonst, wenn er nicht krank ist?“ fragte sie.

„Sonst?“ Herr und Frau Hinrichsen sahen sich an. „Sonst? Na, in einem Kinderbettchen natürlich, das ist doch selbstverständlich, Tantchen, hahaha!“

Herr Erich lachte ganz unbändig über Tante Karolinen naive Frage.

„Um!“ machte diese. „Habt ihr denn 'ne gute Bönne? Ich sehe gar niemand derartiges.“

„Ja, das ist eine fatale Sache! Da ist nämlich — Herr Hinrichsen sah ganz schmerzbezwegt aus — „da ist nämlich ein Unglück passiert, das Fräulein hat — ihre Mutter ist plötzlich von einer Treppe heruntergefallen, und nun muß sie sie pflegen. — Wie's schon so geht im Leben!“ sezte er feufzend hinzu.

„Um! Na, nun laßt euch nicht abhalten, geht euren Geschäften nach, ich bleibe einweilen bei Karlchen.“

„Aber Tante!“ Der Nefse sah ganz entrüstet aus. „Tante, wir werden dich doch nicht allein lassen, da wir dich doch nur so

kurze Zeit bei uns haben! Nein, nein, wir bleiben da, das ist selbstverständlich!“

„Wie ihr wollt,“ meinte die Tante trocken. „Aber es wäre mir ganz interessant gewesen, mit Karlchen allein zu plaudern.“

„Ach, an dem ist nicht viel Interessantes! Karl, zähle einmal bis tausend, aber recht langsam!“

„Eins, zwei, drei, viere, fünfe, sechse, sibben, achte, neune, zehne. Weiter kann ich's noch nicht.“

„Dummkopf!“ murmelte der Vater mit einem wütenden Blick auf Bubi, der mit seiner verzweiflungsvoll herabhängenden Unterlippe und den runden, verwundernden Augen in der That nicht sehr geistvoll aus sah.

„Bubi,“ sagte jetzt die Tante schmeichelnd, indem sie sein Händchen nahm und forschend die breiten, eingewachsenen, schmutzigen Fingernägel betrachtete, „Bubi, sag' mal, hast du Papa und Mama lieb? Wen hast du am liebsten?“

„O, er hat gewiß uns beide —“

„Sei doch still!“ unterbrach die Tante Herrn Hinrichsens Erklärung. „Lasse ihn selbst reden. Das ist mir viel interessanter. Na, Bubi?“

„Die Mutter.“

„Und die Tante nicht? Hat man dir nie von der Tante erzählt, die dir immer was geschickt hat?“

„Ne.“

„Gott, das ist ein Dummerjan!“ stöhnte der Papa. „Wie tausendmal hat man ihm von dir erzählt und nun . . . es ist schrecklich mit dem Bengel!“

„Warum hast du denn den Papa nicht so lieb?“

„Der Batter is immer b'offen!“

„Ah!“ Ein gräßlicher Schrei kam aus Herrn Hinrichsens Munde. Er hätte einen furchtbaren Stich im Rücken empfunden, sagte er; es müßte Neuralgie sein.

Tante Karoline richtete ihre großen blauen Augen fest auf ihn, als sie erwiderte, er könne ihr leid thun.

Im weiteren Verlauf des Gespräches pasfierte nichts Besonderes. Es müßte denn der Tante befremdlich erschienen sein, daß Bubi so nebenbei behauptete, sein Vater hütte die Säue.

Wie dem auch sei, jedenfalls äußerte sich Tante Karoline nicht ausführlich darüber. Sie sprach überhaupt während des Tages nicht mehr viel und schien von den erhaltenen Eindrücken etwas stark angegriffen zu sein.

Abends wünschte sie Karlchens Spielsachen zu sehen, wahrscheinlich wegen der folgenden Geschenke, aber leider war der Schlüssel zum Spielschrank absolut nicht zu finden.

Daß sie früh zu Bett ging, war bei der in früher Morgenstunde beschlossenen Abreise selbstverständlich.

Herr Hinrichsen und seine Frau schliefen in dieser Nacht besser als in der vorigen. —

Am anderen Morgen, es dämmerte noch, fuhren alle drei auf den Bahnhof. Herr Hinrichsen war äußerst munter und gesprächig. Er hatte es der Tante nicht einmal übel genommen, daß sie es ablehnte, dem schlafenden Bubi lebewohl zu sagen und ihn zu küssen. Auf dem Bahnhof erschöpfte er sich in den verbindlichsten Redensarten, wie sehr glücklich ihn und seine Frau der Besuch gemacht habe, und daß die Tante bald wiederkommen müsse, und daß sie am besten thäte, täglich zu schreiben.

Er redete sich schließlich selbst so warm, daß er, allerdings erst angesichts des hereinrollenden Zuges, zu sagen wagte: „Wenn du wiederkommst, Tante, ist Karlchen hoffentlich gesund und —“

Er kam aber nicht dazu, zu Ende zu sprechen. Tante Karolinen Augen wurden riesengroß, als sie ihn und Diesel von oben bis unten musterte.

„Es thut mir leid, meine lieben Kinder,“ sagte sie in eisigem Ton, „es thut mir leid, euch etwas Unangenehmes sagen zu müssen. Ich wollte euch zu meinen Erben einsetzen — ihr wißt, einige Hunderttausende hat man ja — aber seht, euer Bubi hat mir gar nicht gefallen. Es ist ein häßliches, dummes und rohes Kind. Damit könnt ihr keinen Staat machen. Ich werde also anders disponieren. Adieu, laßt es euch gut gehen!“

Und fort war sie! —

Herr Hinrichsen und Frau Diesel fuhren schweigend nach Hause. Schweigend, düsterer Gedanken voll, wurde Bubi von dem Ehepaar im Schlafgemach angeliebet und zu seinen geliebten Ferkelchen entlassen.

Schweigend, düsterer Gedanken voll, gingen sie dann ihrem Tagewerke nach.

Acht Tage später erhielten sie von Tante Karoline folgenden Brief:

„Lieber Nefse, liebe Nichte!“

Nachdem ich euch reichlich Zeit gelassen habe, euch zu ärgern und vor allem zu schämen, will ich nicht länger zögern, euch mitzuteilen, daß ich euren Schwindel durchschaut habe. Dies wurde mir um so leichter, als Deine Angehörigen, lieber Erich, derartige schändliche Streiche von Dir längst gewöhnt sind. Auch mißachte ich Dich doch noch nicht genug, um Dir einen solchen Sprößling zuzutauen, wie das „Bubi“ war. Daß ich von euch für so dumm gehalten wurde, nehme ich euch am meisten übel, aber daß ich es nicht bin, tröstet mich darüber.

So verzeihe ich euch denn und will's im Testament beim alten lassen. Besonders Dir, Elise, verzeihe ich, da Du ja unter dem Einfluß Deines ehrenwerten Herrn Gemahls handeltest. An Bubi meinen Gruß. Wenn ihr ihm wenigstens die Nägel gepunkt hättet!

Eure Tante Karoline.“

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Der Absagebrief.** — Am 28. Oktober 1848 eroberte Fürst Windischgrätz das aufständische Wien, und gleich in den nächsten Tagen wurden viele Verhaftungen und zahlreiche standrechtliche Hinrichtungen vorgenommen. Ein gewaltiger Schrecken war in die Wiener Bürgerschaft gefahren. Niemand fühlte sich vor dem Kerker sicher, und viele zitterten für ihr Leben.

Unter den politisch Verdächtigen befand sich auch der Advokat G., bei dem auf eine Denunziation hin eine Hausfuchung vorgenommen wurde. Grundlos war der Verdacht nicht. G., sonst ein sehr besonnener und vorsichtiger Mann, hatte sich von den hochgehenden Wogen der revolutionären Stimmung Wiens hinreißen lassen, sich mit Wort und That an dem Aufstande zu beteiligen. Nach der Eroberung Wiens freilich kam ihm die Größe der Gefahr, in der er sich befand, zum Bewußtsein. Er war Vater einer zahlreichen Familie, die, wenn er ihr geraubt wurde, im Elend zurückblieb.

Die Hausfuchung, welche unter Leitung des Hauptmanns v. B. ausgeführt wurde, sekte den Advokaten zwar in Schrecken, jedoch beruhigte ihn der Gedanke, daß man nirgends etwas Kompromittierendes finden werde. Er hatte sogleich bei der Nachricht von dem Einguge des Fürsten Windischgrätz auch das kleinste Erinnerungszeichen an die Revolution vernichtet. Die Hausfuchung schien auch in der That keinen Erfolg zu haben, und schon wollte der Hauptmann den Befehl zum Rückzuge geben, als einer der Polizisten, der sich am Papierkorbe des Advokaten zu schaffen gemacht hatte, plötzlich ein kleines Stück Papier triumphierend seinem Vorgesetzten übergab. Auf diesem zerrissenen Fegen las man die Worte: „— zu den Waffen —“, unten darunter: „— Verschwörung teilnehmen —“.

Sogleich befahl der Hauptmann, den Papierkorb weiter zu durchsuchen, und wirklich wurden noch zwei kleine Papierstücke gefunden, auf deren einem man: „— arrißad —“, auf dem anderen: „Eroberung —“ las. Diese Bruchstücke rührten in der That von einem Manifest her, welches der Advokat entworfen und in welchem er zur Fortsetzung der Empörung aufgefordert hatte. Bleich und zitternd sank er auf den Stuhl vor seinem Schreibtische. Er war keines Wortes mächtig, und der Hauptmann erblickte in seinem Benehmen ein Zugeständnis seiner Schuld. Mit lauter Stimme erklärte er ihn für verhaftet. Weinend eilte die Gattin des Unglücklichen zu ihm hin, die Arme um ihn schlingend, als wolle sie ihn zurückhalten. Bläß und den Offizier finster anblickend, stand Hedwig, die älteste Tochter des Verhafteten, neben ihrem Vater.

Plötzlich aber trat sie auf den Hauptmann zu und sagte: „Den Brief, dessen Fragmente Sie im Papierkorb gefunden haben, mein Herr, habe ich geschrieben.“

Die Blicke aller richteten sich verwundert auf das junge Mädchen. Der Advokat, in dem Glauben, seine Tochter wolle sich für ihn opfern, erhob sich und wollte sie zurückweisen, aber der Offizier verhinderte ihn am Sprechen und befahl mit scharfer Stimme, zu allem zu schweigen, bis er das junge Mädchen verhört habe.

Auf seine Frage fuhr Hedwig fort: „Der Brief, dessen Stücke Sie hier sehen, hat nicht das geringste mit Politik zu thun, sondern ist nichts weiter, als der Entwurf eines Abgeschiedens an einen Freier.“

„Das klingt doch etwas zu unglaublich“, lächelte der Hauptmann. „Was haben Worte, wie „Verschwörung“ und „Barrikaden“ in einem Liebesbrief zu thun?“

„Es war eben kein Liebesbrief, sondern ein Abgeschiedens“, erwiderte Hedwig, „und wenn Sie gestatten, Herr Hauptmann, schreibe ich Ihnen diesen Brief auswendig nieder.“

„Darum wollte ich Sie bitten, mein Fräulein.“

Hedwig setzte sich und schrieb: „Geehrter Herr! Nach Ihrem letzten Schreiben halte ich jede weitere Verbindung zwischen uns für ausgeschlossen. Sie nehmen zu den Waffen der Einschüchterung und Drohung Ihre Zuflucht, um mich unzustimmen. Aber selbst der Umstand, daß meine Eltern an der gegen mich gerichteten Verschwörung teilnehmen, wird mich nicht wankend machen. Geben Sie alle weiteren Versuche auf, ich werde mich gegen jede Aufdringlichkeit zu verbarrikadieren wissen. In der Hoffnung, daß Sie bald eine andere Eroberung machen werden, die sich Ihren Wünschen gefügiger zeigt, verbleibe ich Ihre  
Hedwig G.“

„Das ist überzeugend“, sagte der Offizier, nachdem er die Niederschrift gelesen hatte, und sich zu seinem Gefolge wendend, fügte er hinzu: „Die Hausfuchung ist beendet, die Schuldlosigkeit des Herrn Advokaten liegt klar zu Tage.“

Einige Wochen später, als allmählich Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt wieder eingetreten waren, erhielt der Advokat G. zu seinem Erstaunen folgendes Schreiben:

„Hochgeehrter Herr! Sie erinnern sich meiner wohl von der Hausfuchung her, bei welcher die Geistesgegenwart Ihrer Tochter Ihnen das Leben rettete, denn Sie werden selbst nicht glauben, daß ich mich durch diese rasche Erfindung täuschen ließ. Ich habe damals meine Pflicht verabsäumt, weil ich es nicht über das Herz brachte, eine so zärtliche Tochter, eine so kluge junge Dame unglücklich zu machen. Es würde mich freuen, wenn Sie mir gestatteten, Sie besuchen und eine so wertvolle Bekanntschaft fortsetzen zu dürfen. Ihr ergebener  
v. G.“

Die Besuche des Offiziers wurden angenommen, und nach einigen Monaten schon führte er Hedwig G. als seine Gattin heim. [M. G.—d.]

**Der Prinz mit dem silbernen Beine.** — Während der Belagerung Kopenhagens riß am 29. Januar 1650 dem in schwedischen Diensten stehenden Prinzen Friedrich von Hessen-Homburg eine Kanonenkugel ein Bein ab. Der Prinz schnitt mit

liches Bein anfertigen, dessen Scharniere aus Silber waren, daher bekam er den Beinamen „Prinz mit dem silbernen Beine“. Er blieb übrigens in Kriegsdiensten, wurde 1670 kurbrandenburgischer General der Kavallerie, nahm an der Schlacht bei Fehrbellin teil und starb zu Homburg im Jahre 1708, nachdem er von 1681 an sein Land regiert hatte. [D.]

#### Eine kuriose Einladungskarte.

— In New York wurde vor etwa fünfzig Jahren Harry Blatters wegen Ermordung seiner Braut zum Tode verurteilt, und nach der Verkündigung, daß er am 4. September gehängt werden würde, um seine letzten Wünsche befragt. „Ich habe nur einen Wunsch“, entgegnete vollkommen ruhig der Delinquent, „man gestatte mir, meine Freunde und Bekannten zu meiner Hinrichtung besonders einzuladen.“ Der Sheriff fand dagegen nichts einzuwenden, und so setzte sich denn Harry Blatters hin und schrieb mit fester Hand eine Anzahl Einladungskarten, die alle den folgenden gleichen Wortlaut hatten: „Morgen werde ich gehängt und bitte um die Ehre Ihrer Gegenwart.“ Es ist nicht bekannt geworden, ob ihm diese Ehre allseitig zu teil wurde. [C. M.]



Vogtländerin.

#### Vogtländerin.

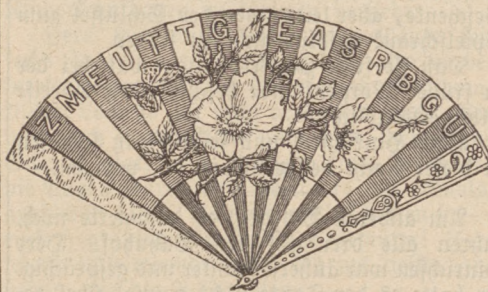
(Mit Bild.)

Das sächsische Vogtland ist von Charakter rauh und wenig fruchtbar; dennoch zeichnet den Vogtländer heitere Sinnesart und Zufriedenheit aus. Die hübsche junge Vogtländerin auf unserem Bild, deren rundliches Gesichtchen in innigster Befriedigung strahlt über die wohlgeordneten Kartoffelfelder, die sie den Thieren zum Mittagsschlaf aufräumt, ist eine lebenswürdige Verkörperung dieses Volkscharakters. Der Künstler hat das junge Mädchen in der alten, jetzt immer mehr verschwindenden Volkstracht dargestellt. Den Kopf bedeckt die schwarz behänderte Buckelhaube; das enge Mieder, das kurzärmelige Hemd, das bunte, befransete Busentuch, der weite Rock mit der ihn fast ganz bedeckenden grünseidenen Schürze, Schuhe und Strümpfe und bei kühlem Wetter eine mit aufgebauhten Nermeln versehene Jacke vervollständigen den Anzug.

eigener Hand die einzige Sehne durch, an der das Bein noch festhing. Dann ließ er sich ein künst-

versehene Jacke vervollständigen den Anzug.

#### Bilder-Rätsel „Der Fächer“.



Den oben nachgebildeten Fächer erhielt Fräulein Elsa von ihrem Schatz geschenkt. Bei welcher Gelegenheit? Das besagen die Buchstaben, mit denen der spassige Bräutigam den Fächer bemalt hat.

Auflösung folgt in Nr. 20.

#### Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 18:

Wer nicht gelehrt, hat wohl auch nicht gestreift.

#### Charade.

(Dreißig.)

Ist der Trompeter neu entkackt  
Den Kampfesmut in heißer Schlacht,  
Nachdem ihm laut der Kommandeur  
Die ersten brachte zu Gehör.

Die dritte, ein bequemes Kleid,  
Das nicht zu eng und nicht zu weit,  
Doch den Träger leicht bedrückt,  
Durch seinen Wert, mit jähem Tod.

Das Ganze schürt die Feuerzucht,  
Erstrebender giebt's Lebensmut,  
Ob Menschenbrust zum Wirten Kraft,  
Ob sie Maschinenruch ihm schafft.

Auflösung folgt in Nr. 20.

#### Auflösungen von Nr. 18:

des Streich-Rätsels: Rhein, Seine, Arier, Saks,  
Scene, Mühle, Kiel, Roman, Tanne = Heinrich Schliemann;  
des Logogriphs: Guirlanden, Irland.

#### Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.